

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 232. Bromberg, den 11. Oktober. 1934



(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Charlys Gesicht wurde ein einziges Fragezeichen.

„Die einzige Spur, die ich von Ihnen hatte, war nämlich eine Papiertüte mit dem Aufdruck „Madame Georgette". Die hatten Sie in der Garderobe liegen gelassen."

Charly erinnerte sich dunkel an die Umhüllung, in der sie ihr Pagenbarett transportiert hatte.

„Mit dieser Tüte habe ich besagte Madame aufgesucht. Ein bezauberndes Weib, kann ich Ihnen versichern! Zuerst behauptete sie, daß eine Frau Rechtsanwalt Dreier der blaue Page sei. O Gott, war ich unglücklich!"

„Warum? Haben Sie etwas gegen Rechtsanwälte?"

„Im allgemeinen nicht, Liebling. Aber sie dürfen nicht mit dem Mädchen verheiratet sein, das ich — —"

„Was hat Madame noch gesagt?" fragte Charly hastig.

„Bei meinem zweiten Besuch hat sie mich rausgeschmissen, Liebling."

„Sie sagen jetzt bereits zum zweiten Male „Liebling" zu mir. Das dürfen Sie nicht tun, Herr von Traß!"

„Weshalb denn nicht, Liebling?"

„Weil Ihre Braut damit nicht einverstanden sein dürfte!"

Traß verschluckte sich an seinem Selterwasser.

„Meine — was? Bitte, sagen Sie das noch einmal, Liebling!"

„Ihre Braut! Die Dame, die Sie auf dem Maskenball suchten, und mit der Sie mich verwechselt haben."

„Liebling, das war doch nicht meine Braut! Das war Klaus Steffens Braut. Mit einem Worte, Fräulein Lilli Evers."

Charly wurde es auf einmal leicht ums Herz.

Der nüchterne Speisewagen sah plötzlich so festlich aus.

Ja, sogar diese Reise, in die Fräulein von Perkeit sie buchstäblich hineingestoßen hatte, bekam ihre Reize.

Charly lächelte, und Traß war ein guter Dolmetscher für dieses Lächeln.

„Wenn Sie mir keinen Rotwein erlauben, möchte ich Sekt bestellen."

„Aber weshalb wollen Sie denn durchaus trinken?"

„Ich möchte auf meine Verlobung mit Ihnen anstoßen, Liebling. Selterwasser ist mir für diesen Zweck zu stimmungslos."

Charly wurde rot.

Traß beugte sich über den Tisch und erhaschte des Mädchens Hände.

„Ich hab' dich lieb, blauer Page. Willst du meine Frau werden?"

„Ich — aber — das geht so rasch — —"

„Könntest du mich ein bißchen liebhaben, Page? Ich weiß, ich bin ein gräßlicher Kerl. Befehlshaberisch und eigenwillig und ein Sausewind ohne Sitzfleisch. Ich trinke Rotspon mit und ohne Kummer, und habe einen frechen Schnabel. Aber ich liebe dich, Mädel. Ich liebe dich sehr. Willst du's mit mir versuchen?"

Charly gab zwar keine Antwort, aber sie überließ ihre Hände widerspruchslos Traß' zärtlichem Druck und der Sekt wurde bestellt.

„Jetzt bist du meine Braut, Page. Wenn wir nach Berlin zurückkehren, wird geheiratet."

„Nicht so rasch, Herr — —"

„Wie, bitte?"

„Männe!" lachte Charly vergnügt.

„So ist's recht, Mädel, geliebtes! Deubel noch mal, wie heißt du eigentlich mit Vornamen, kleine Braut?"

„Charlotte!"

„Wunderschön! Und den Zunamen habe ich bei Tante Jette auch nicht recht verstanden."

„Eine formvollendete Verlobung, das muß ich sagen," lachte Charly. „Mein Name ist Charlotte Mendel, und wer mich liebt, sagt Charly!"

„Ich werde immer Page sagen. Oder Liebling. Weil du es mir verboten hast. Aber jetzt ziehst du deinen Mantel aus, Kleines. Du glühst ja förmlich und wirst dich erkälten, wenn du hier so eingemummelt sitzt."

Charly wollte den Mantel abwerfen, hielt aber plötzlich inne und wurde sichtlich verlegen.

„Was hast du denn, Liebling?"

„Ich — ich kann mich nicht ausziehen! Ich habe nämlich kein Kleid an!"

„Waaas?"

Charly schilderte Tante Jettes Erscheinen im Hotel Esplanade und ihre Entführung aus der Mannequingarderobe.

Traß brach in ein homerisches Gelächter aus.

„Herrlich, Mädel! Einfach wundervoll! Eine Verlobung im Familienkreise kann jeder haben. Aber im Speisewagen Verlobung halten, wenn die Braut im Unterrock dasitzt und man nicht einmal genau weiß, wie sie heißt, das soll uns mal einer nachmachen, was, Liebling?"

„Erzähle es nur niemand! Ich fühle mich gräßlich blamiert."

„Tante Jette muß es erfahren. Die lacht sich schief. Na, was gibt es denn?"

Der Oberkellner unterbrach die lustige Szene, indem er um Kasse bat. Man näherte sich Magdeburg, wo der Speisewagen abgehängt wurde.

So wurden die beiden Verlobten aus dem Paradiese vertrieben.

Traß hatte für Charly ein einbettiges Abteil erwischt und sagte ihr zärtlich gute Nacht.

Dann suchte er, vergnügt summend, sein eigenes Abteil auf.

Er fand seinen Schlafgenossen mit einem Kartenpaket und einer Kognakflasche auf dem Bettrand hockend. Es war ein blonder, junger Mensch mit einem vergnügten Gesicht. Die beiden beguckten sich prüfend. Dann lachte der Blonde.

„Hätte ich das gewußt, wäre ich schlafen gegangen!"

„Was gewußt?" fragte Traß verwundert.

„Daß Sie'n junger Mann sind. Ich hab' nämlich das untere Bett. Ich warte im Schlafwagen immer, falls ich den unteren Platz habe, auf meinen Fahrtgenossen. Ist's ein älterer Herr, trete ich ihm mein Bett ab und begebe mich nach oben."

Traß lachte.

„Sie sind ja ein Muster an Rücksicht! Man sollte Sie wirklich unter Glas und Rahmen bringen. So etwas von Höflichkeit, Donner ja!"

„Na, es ist nicht bloß Höflichkeit, es ist eigentlich ein bißchen Eigennutz. Mir ist nämlich mal jemand beim Raufklettern auf die Nase getreten, und ich habe die ganze Nacht scheußliches Nasenbluten gehabt. Wollen Sie schlafen gehen oder eins mit mir trinken? Ein Kartenspiel habe ich auch."

„Zum Schlafen ist mir gar nicht," erklärte Traß. „Die Kognakbuddel stecken Sie man weg. Für eine Kartenpartie aber bin ich zu haben. Wollen wir mal den Schaffner fragen, ob er jemand weiß, der den dritten Mann macht?"

*

Charly und Traß saßen beim Frühstück, als man Salzburg passierte.

Dann kamen die Hohen Tauern mit ihren majestätischen Bergketten.

Das weiße Haupt des Großglockner grüßte von fern.

„Schön ist die Welt, Page," sagte Traß. „Doppelt schön wird sie mit dir sein."

Charly lächelte glücklich.

„Ich habe wenig von der Welt gesehen. Aber hier bin ich schon einmal lang gefahren; mit meinem Vater."

„Ich habe viel von der Welt gesehen, Page. Ich war immer unterwegs und habe gesucht. Ich wußte selbst nicht, was. Jetzt, da ich dich gefunden habe, weiß ich, was ich suchte. Es war das Glück. Ich habe wahrhaft einen großen Umweg gemacht. Erzähle mir von dir, Liebling."

Charly erzählte. Es war eine kleine, arme Geschichte.

Es gibt viele solcher Geschichten, und doch ist sie für den, der sie erlebt hat, immer die einzige und die schmerzlichste.

Charlys Vater war ein vermögender Juwelier gewesen. Im Kriege war das Geschäft schlecht gegangen. Man hatte auf den Frieden gehofft und sich getäuscht. Die Inflation hatte Vermögen, Geschäft und Gesundheit verschlungen. Der Vater starb. Die Mutter war lange tot.

Charly erzählte kurz, mit wenigen Worten.

„Ich habe gearbeitet und mein Brot verdient. Ich war auch immer zufrieden und ruhig. Nur an jenem Maskenballabend bekam ich plötzlich einen wahren Hunger nach Glück. Irgend etwas trieb mich hinaus —"

„Zu mir, Page! Es war Schicksal. Ich habe viele Länder gesehen. Die weißen Völker dieser Erde glauben alle an das Schicksal. Und ich auch. Sieh, jetzt lassen wir die Berge hinter uns. Bald haben wir die Ebene erreicht. Dort kommt die Sonne herauf. Es wird wärmer. In Triest müssen wir ein Kleid für dich kaufen, Charly."

„Aber ich habe doch eins an!"

Charly sah an dem hübschen Wollkleidchen herunter, das sie in ihrem Koffer gefunden hatte.

Tante Jette hatte es mit mehr Schnelligkeit als Geschick gewählt. Es war das dickste Kleid, das Charly besaß.

„Das wird dir zu warm, Liebling. Wir müssen etwas Leichteres anschaffen. Wir müssen überhaupt viele Dinge für dich kaufen: Hüte und Schuhe, Kostüme und Mäntel. All das Kramzeug, das Frauen erfreut; ich will es aussuchen helfen!"

„Du wirst furchtbar viel Geld unnütz ausgeben, Männe. Ich werde darauf achten, daß du sparsam bist."

„Das war ich nie, Kind. Und an dir werde ich diese Tugend nicht üben. Dazu habe ich dich viel zu lieb."

„Ich bin so ans Sparen gewöhnt."

„Dann gewöhne es dir rasch ab, Kleines. Dein künftiger Mann hat mehr Geld, als er verbrauchen kann. Ist dir das unlieb?"

Charly lachte schelmisch.

„Nein, ich habe Geld sehr gern. Ich glaube, die Geldverächter sind allesamt Lügner. Jedenfalls lernt man das Geld erst schätzen, wenn man es selbst verdienen muß."

„Ich werde dich gleich auf deinen weisen Schnabel küssen, kleine Braut!"

*

Am Abend trafen Traß und Charly in Triest ein.

Traß nahm Zimmer im Quirinal-Hotel. Da er Klaus Steffen seine Adresse hinterlassen hatte, wurde ihm sofort ein Telegramm überreicht. Steffen telegraphierte, daß Generaldirektor Scholl ihm den Reiseurlaub bewilligt habe. Allerdings könne er erst vierundzwanzig Stunden später als verabredet von Berlin abfliegen. Magda Scholl, die Klaus vertreten wollte, mußte in verschiedene geschäftliche und technische Dinge eingeweiht werden. —

Am nächsten Tag wollte Traß sofort mit Charly auf den Einkaufsbummel gehen. Aber Charly drängte zur Erledigung der Angelegenheit, derenthalben man die Reise unternommen hatte.

Man begab sich auf die Präfektur und wurde von einem höflichen italienischen Beamten, der auch fließend deutsch sprach, empfangen.

Varescu, seine Frau und Paul Maschke saßen bereits im Gefängnis.

Die Verhafteten befanden sich allerdings nicht mehr in Triest, sondern waren nach Venedig überführt worden, um ihrem Helfershelfer Conti und seiner Bande gegenübergestellt zu werden.

„Ich werde jedoch Signorina Mendel die Photos der Varescu zeigen", schloß der Beamte seine Ausführungen. „Wir haben natürlich die üblichen polizeilichen Messungen und Aufnahmen gemacht."

Die Photos wurden gebracht. Charly erkannte natürlich sofort das elegante Fräulein von Lingen aus Berlin.

„Aber was für ein schwindelhaftes Frauenzimmer sitzt denn jetzt in Portorose?" rief Traß.

Er erzählte dem Polizeikapitän von Baron Dittchens Brief.

„Ich werde sofort nach Portorose telephonieren und die Person durch den Podesta feststellen lassen", erklärte der Italiener. „Entweder sie gehört ebenfalls zur Varescu-Bande, oder sie hat einen falschen Paß. In beiden Fällen muß sie sichergestellt werden. Wann wollen Sie nach Portorose fahren, Signore von Traß?"

„Mit dem Mittagsdampfer!"

„Va bene. Ich gebe Ihnen ein Schreiben an den Podesta mit, daß er Ihnen die Person vorführen soll."

„Besten Dank, Capitano. Und nun kommt die schwerwiegendste Frage: Haben Sie Fräulein Lilli Evers, die Braut meines Freundes, ermitteln können?"

Der Italiener zuckte mit ausdrucksvoll bedauernder Bewegung die Achseln.

„Leider nein. Die „Santa Clara" liegt noch in Parenzo. Die Damen, die sich dort an Bord befanden, sind namentlich festgestellt worden. Es handelt sich um vier Mädchen von zweifelhaftem Ruf. Fräulein Evers befindet sich nicht unter ihnen. Der Steuermann Josef Bracek benimmt sich sehr wortkarg und ist mit seinen Aussagen äußerst vorsichtig. Ich kenne den Mann und es tut mir leid um ihn. Er hat an der Küste einen guten Ruf als verläßlicher Seemann. Auch sonst sind seine Personalakten einwandfrei."

„Man kann also seiner Aussage, zwei Mädchen seien über Bord gesprungen, Glauben schenken, Capitano?"

Der Italiener nickte.

Traß strich sich verzweifelt über das Haar.

„Dann ist Lilli und ein anderes Mädchen tatsächlich ins Wasser gesprungen", sagte er düster. „Armer Klaus!"

Ein Schreiber brachte den Ausweis für den Podesta von Portorose. Traß dankte. Dann verabschiedete man sich.

Die in Aussicht genommenen Einkäufe mußten unterbleiben.

Es war gerade noch Zeit, an Bord des Dampfers zu gehen.

Das Schiff fuhr aus und ließ den malerischen Hafen von Triest hinter sich.

Die Sonne schien und das Meer war so blau, als sei es niemals von einer tückischen Bora aufgewühlt worden. Der Wasserspiegel war wie glatte Seide.

Der Dampfer war ein schmuckes, kleines Küstenfahrzeug, sauber gehalten, aber Schnelligkeit war nicht seine Sache.

Er steckte seine Nase in jedes Nest an der Küste, krabbelte an jeden Molo heran und nahm Frachtstücke und Passagiere auf.

(Fortsetzung folgt.)

Heilende Erde.

Skizze von Lilli Langerhaus.

Gerhard fühlte, daß ihm sein Vater nachsah; sehr gerade ging er hinter dem Gespann durch das Hoftor und folgte nach rechts hin der Landstraße, um das Feld am Bolthagen zu erreichen.

Der Oktobermorgen blies ihm grau entgegen. Aus den Ahornbäumen, die den Weg säumten, fielen die letzten zackigen Blätter. Neben den Gehöften waren lange schmale Hügel aufgeworfen, in die man Futterrüben eingemietet hatte; einzelne Rüben, von überladenen Wagen heruntergefallen, lagen mit vergilbtem Laub hier und da auf der Straße. Dunst umzog Niederung und Ferne.

Gerhard lenkte in den Feldweg ein, der die Abdrücke vieler Schafhufe zeigte. Sobald er sich außer Sicht wußte, war er unwillkürlich in sich zusammengesunken. Während er ausschritt und das Gespann anfeuerte, knisterte in seiner Tasche ein Brief. Kein Liebesbrief, kein Abschiedsbrief. Flüchtige Zeilen eines flüchtigen Bekannten, der neben anderen Neuigkeiten auch erwähnte, wie bedauerlich es sei, daß Fräulein Inga so schrecklich ums Leben kommen mußte.

Den Sommer lang hatte Gerhard Inga geliebt. Immer wieder war er ihr in der Universität begegnet, aber erst beim Schwedenulk auf dem Rummelplatz in der Steinbecker Vorstadt von Greifswald hatte er gewagt, sie anzureden. Nachher waren sie zusammen zum Baden nach Wieck oder nach Lubmin gefahren, waren in Freistunden plaudernd um den Domplatz gewandert, oder hatten abends unter Bäumen und Lichtern bei Musik vor der Stadthalle gesessen, bis das Semester zu Ende ging.

„Ich schreibe dir bald", hatte Inga gesagt, ehe sie sich von Gerhard trennte, um mit Freunden eine Segelfahrt nach Schweden zu unternehmen. Bei dieser Fahrt war sie mit den andern im Sturm ertrunken, und er hatte es nicht gewußt, er hatte gewartet. — —

Gerhard senkte den Pflug ins Land; mit schweren, gleichmäßigen Schritten wanderte er über den Acker. Er sah nicht die Rücken der braunen Pferde und das entfernte Erlengebüsch. Er hörte kein Hufstampfen und Windsausen. Vor seinen Augen war der Rummelplatz in der Steinbecker Vorstadt mit Karussells und Buden und einem dichten Heer von schaulustigen, lärmenden Menschen, das ihn mit seinen Freunden langsam weiterschob. Er hörte kreischende Musik, heisere Ausruferstimmen und unbeherrschtes Gelächter. Studentenverbindungen, seltsam und lächerlich vermummt und angetrunken, tobten durch die Menge, hielten Ansprachen, ahmten die Schaustellungen nach und riefen jedes Mädchen an, mochte es schön oder häßlich sein.

Wie schön war Inga gewesen, wie anmutig und froh, als sie zusammen den Leib eines seltsamen Karusseltieres bestiegen und gleich darauf hoch über den Buden in immer schneller werdenden Kreisen herumgeschleudert wurden. Sie hielt mit der rechten Hand zurück und lachte ihm zu. Nachher schlenderten sie zusammen von Stand zu Stand, betrachteten den starken Mann mit Trikot und Kleidung aus zottigem Fell, die klugen Eisbären und die Liliputaner. Sie fuhren auch mit der Geisterbahn, wo es gehängte Männer, kartenspielende Gerippe und Schauergeheul gab. Nachher war Inga ein wenig blaß gewesen; sie hatten den Staub und Lärm des Festes verlassen und waren am Hafen hingegangen, wo Lichter auf schwach bewegtem Wasser tanzten...

Und nun war sie tot.

Gerhard wußte es selbst nicht, daß er in diesen Tagen einen anderen Gang bekommen hatte, und daß sein Gesicht, sein Wesen sehr verändert waren. Dumpf ging er durch die sinnlosen Stunden, tat verdrossen, was an Arbeit zu tun war, saß abends vor sich hinbrütend im Winkel. Seine Lippen wurden täglich schmaler, wortfeindlicher. Natürlich redete er mit niemanden von dem, was ihn betroffen hatte, und suchte seine Niedergedrücktheit zu verbergen. Es fragte ihn auch keiner: „Fehlt dir was?" Und doch war ihm, als wäre das Licht aus der Welt gewichen.

Der Pflug schnitt ins Erdreich. Die unebene Fläche teilte sich, Schollen flogen zur Seite. Am gegenüberliegenden Rain hob er die Pflugschar und wendete das Gespann. Dabei mußte er denken, wie spät sie in diesem Jahr mit dem Pflügen dran waren. Schwere wochenlange Regengüsse hatten alle Arbeiten gehemmt. Während er langsam und gewichtig hin und her schritt, blieben feste nasse braune Placken hinter seinen Schritten zurück.

Erde in Würfen und braunen Placken war auf Ingas Sarg gefallen. Es war für ihn keine schreckliche Vorstellung, daß sie in der Erde lag. Denn seit er denken konnte, war sein Leben mit dieser Erde verbunden — war es schon vorher gewesen wie das Leben seines Vaters und aller derer, die vor ihm gewesen waren.

Die Zeit her, seit er den Brief erhalten hatte, war ihm Inga unerträglich fern gewesen, aus seinen Armen, von seiner Brust weggerissen von einer gewaltigen dunklen Macht. Jetzt fühlte er sie wieder näher, und es tat ihm nicht mehr so sehr weh, an sie zu denken. Er stellte sich das Grab vor; es war seit einer Weile gerichtet, gewiß standen feine Halme darauf und Blumen, die im Winde tanzten. Ja, tanzende, helle Blumen, an denen sich die Augen freuen, das paßte zu ihr, das war für sie.

Für ihn aber —

Vor seinen Augen waren die flimmernden Wellen des blühenden Korns, und die breiten blanken Rübenblätter, der blaue Mantel des Flachses und die langen geraden Furchen der grillenbewohnten Kartoffeläcker. Das war für ihn.

Die Hände am Pfluge, lächelte er.

Am Rande des nahen Bolthagens zweigten entblätterte Erlen fein empor. Weit ging der Blick über begrastes oder gepflügtes Land, Baumgruppen krönten kleine Anhöhen, der Wald erstreckte sich weit in der Richtung der See. Ackernde Gespanne zogen über ferne Hügel. Tauben flatterten über ein Scheunendach. Wildentenschwärme rasteten auf einer Wiese. Strohdächer duckten sich in Gärten...

Das war für ihn. Nie, niemals würde er fortgehen und in der Stadt leben. Alle seine Wege und Wanderungen würden ihn zurückführen.

Er sah die braune Erde, und die Erde war gut. In sorgender Mütterlichkeit umfing sie die Toten wie die Lebenden.

Die Verfolgung.

Von Hanns Heidsieck.

Die Vorortbahn hatte 23 Stationen. Fritz Gärtner freilich wollte nur bis zur zweiten fahren, um einer Tante im Greisenalter pflichtschuldigst einen Geburtstagsbesuch abzustatten. Die Tante war immerhin nicht ganz ohne Vermögen; wer konnte wissen! — —

Als Fritz, in Gedanken verloren, den Bahnsteig eben betreten hatte, zuckte er unwillkürlich zusammen. Dicht vor ihm war eine entzückende kleine Blondine in seinen Gesichtskreis getreten. Seine Gedanken an Tante, Geburtstag und Erbschaft waren plötzlich wie ausgelöscht.

Er sah nur noch die Kleine im schmucken Herbstkleid, die sich zufällig umgewandt hatte und ihm für einen Augenblick verloren ins Auge schaute.

Der Blick ging ihm durch und durch. War sie nicht rot geworden? Ihm schien es so.

Man kenne sich mit den Frauen aus! Arglos spazierte sie auf und ab. Immer an ihm vorbei. Als ob nichts gewesen wäre. Und — war denn überhaupt etwas gewesen?

Jetzt kam der Zug. Sie stieg in ein leeres Abteil, er setzte sich in die andere Ecke, wo er sie genau beobachten konnte.

Tante — Geburtstag — Erbschaft —? Ach — Unsinn — in diesem Augenblick war ihm alles gleich. Er wollte mitfahren, bis die Kleine aussteigen würde. Er m u ß t e einfach ihre Bekanntschaft machen.

Damit es nicht all zu sehr auffiel, breitete er eine Zeitung aus. Er tat, als ob er sehr eifrig lese; aber verstohlen blinzelte er immer wieder zu dem kleinen Racker hinüber, der die entzückenden Beine übereinander geschlagen hatte und anscheinend völlig arglos zum Fenster hinaussah.

Da noch mehrere andere Personen in diesem Abteil Platz nahmen, konnte er nicht so ohne weiteres mit ihr anknüpfen.

Die erste Station glitt vorüber; die zweite kam. Hier hätte Fritz aussteigen müssen. Aber er tat es nicht, weil seine Nachbarin auch noch sitzen blieb. Es war ihm, als habe sie einen Augenblick zu ihm hingeäugt. Fritz dachte sich aus, was er der Tante erzählen würde, warum er nicht, wie versprochen, zur Gratulation kam. Er würde ihr von einem Zwischenfall auf der Bahn berichten; dann würde sie gar noch Mitleid bekommen, und die Erbschaft würde ihm sicher bleiben. — —

Inzwischen war die 3., 4., 5., 6. Station gekommen. Die Kleine blieb ruhig sitzen, warf nur mitunter einen kurzen und gleichsam fragenden Blick zu ihm hinüber, den er sich gar nicht recht deuten konnte.

Die Häuser der Stadt waren längst verschwunden. Man befand sich schon außerhalb, gondelte einer Vorortlandschaft entgegen.

Jetzt kam die 7., 8., 9., 10., 11. Station. Nichts zu machen. Die Kleine blieb ruhig sitzen. Man war schon eine ganze Stunde gefahren.

Fritz begann das nun doch etwas dumm zu werden. Ja — weiß der Teufel — man durfte sich doch von dem Mädel nicht um alle Grundsätze bringen lassen. Noch drei Stationen ließ er vorüberstreichen. Dann gab er sich innerlich einen Ruck und stieg aus.

Kaum hatte er den Bahnsteig betreten, da sah er — Entzücken durchströmte ihn! — wie auch die Kleine aus dem Wagen heraussprang und zögernd den Zug verließ.

Jetzt — dachte er — hat das Schicksal gesprochen! Er wußte, daß nun das Erlebnis kam — ein reizendes kleines Erlebnis, das er schon hatte aufgeben wollen.

Der Bahnsteig begann sich zu leeren. Die Kleine blickte sich ratlos um. Fritz mußte sich wundern. Sie schien hier gar nicht Bescheid zu wissen.

Mutig trat er nun auf sie zu, zog den Hut und fragte: „Gnädiges Fräulein scheinen hier fremd zu sein. Darf ich Ihnen vielleicht meine bescheidenen Dienste anbieten?"

Sie blickte ihn an, daß es ihn heiß durchfuhr. „Oh — bitte, sehr liebenswürdig!" sagte ein Glockenstimmchen, „doch halte ich Sie auch nicht auf, mein Herr?"

„Nein — n — — nein, durch — durchaus nicht!", stotterte Gärtner, „ich — ich habe ja hier eigentlich gar nichts verloren. Eigentlich habe ich schon bei der zweiten Station aussteigen wollen — —"

Sie blickte ihn groß von der Seite an.

„Ja, aber — — Sie sind also nur meinetwegen —?"

Er nickte ihr lachend zu. „Ja, gnädiges Fräulein — ich kann es nicht leugnen. Ich litt auf einmal geradezu an Verfolgungswahn — Ihretwegen. Aber nun sagen Sie, was Sie hier wollen!? Wo wollen Sie hin? Ich will mich gerne für Sie erkundigen, und wenn Sie erlauben, werde ich Sie begleiten."

Sie lachte auf einmal, lachte so laut und übermütig, daß er betroffen zusammenfuhr. Ihr Lachen wollte kein Ende nehmen. Sie blickte ihn dabei von der Seite so schelmisch an, daß es ihm heiß über den Rücken lief.

„Ja — aber bitte — — erlauben Sie —", sagte er, „ich verstehe nicht —".

„Sie verstehen nicht?" lachte sie weiter, — „oh, ich muß nur so lachen, weil ich hier auch nichts zu suchen habe."

„Sie haben —?"

„Eigentlich habe ich auch an der zweiten Haltestelle aussteigen wollen, aber —" sie konnte nicht weitersprechen. Aber ihr Blick tauchte plötzlich tief in den seinen ein — und er hatte verstanden.

Nun lachten sie beide zusammen, und lachend fuhren sie in ihr Glück hinein . . .

Die Perle.

Skizze von **Hans B. Wagenseil.**

Zu dem berühmtesten Goldschmied seiner Zeit kam einmal ein Abgesandter des Königs und brachte ihm eine Perle, die war größer als ein Taubenei. Diese Perle sollte der Meister so fassen, daß sie aufrecht und wie ein schwebender Stern auf einem goldenen Reifen zu sitzen käme, um das Haupt der Königin zu zieren. Der Meister hielt das unschätzbare Juwel in der einen Hand und kraulte sich mit der anderen bedenklich den Kopf. Um so zu verfahren, sei nötig, die Perle anzubohren, um sie fein artig auf ein Stiftlein oder einen Dorn zu nadeln. Hier aber liege, mit Verlaub zu sagen, der Hund begraben! Denn eine Perle von solcher Größe habe leicht ihre Mucken und könne im Augenblick, da ihr der Stahlbohrer ins Herz fahre, auch in der geschicktesten Hand zerspringen . . .

So aber wollte der Abgesandte das Geschäft nicht wahr haben. Er habe, sagte er und ließ ein wenig die Mundwinkel fallen, wohl zu Unrecht so viel des Lobes von des Meisters Kunst und Können gehört. Wer sein Geschäft verstehe, der sei des Erfolges auch gewiß. Kurz und gut: entweder sei der Meister mit Haupt und Habe Bürge, oder er solle auch den Preis und die Ehre nicht haben.

Dem Meister schoß das Blut in den Kopf. Erst wollte er den Handel abschlagen. Dann ging er um der Ehre seiner Zunft willen dennoch darauf ein. Kaum aber war der Abgesandte fort, da bereute er seine Eiligkeit bitter und raufte sich den Bart und hatte von Stund an nicht Ruhe mehr noch Rast. Wohl hundert Mal hatte er im Lauf der Tage den Bohrer schon angesetzt, aber immer wieder fehlte ihm der Mut, das Gewinde spielen zu lassen, so daß er Werkzeug und Juwel hinwarf, seinen Hut aufsetzte und vor sich selbst davonlief. Er ward ganz wunderlich und irrte durch die Stadt, murmelte in seinen Bart und machte verzweifelte Gebärden wie einer, der nicht ganz recht ist im Kopf. Des Nachts floh ihn der Schlaf, so daß er stöhnte und ächzte und selbst im Traum jammerte, wie ihm die Perle unter dem Bohrer zersprang. Die Meisterin hatte bald heraus, wo ihrem Mann der Schuh drückte. Sie sann, wie sie ihm helfen könnte. Eines Tages, als ihr Alter wieder fort war auf Grillenfang, glaubte sie das Rechte gefunden. Einen Augenblick, als ihr der rettende Gedanke durch den Kopf schoß, blieb ihr das Herz stille stehen. Dann aber holte sie entschlossen die Perle aus dem Behältnis und ging hinüber in die Werkstatt. Dort stand gerade der Lehrbub an der Drehbank und hatte vor sich eine Schachtel mit allerhand Tand, Japanperlen und böhmischen Glaskugeln und Zierrat aus Italien. Da griff er munter hinein, ließ den Bohrer singen und pfiff und nadelte auf und reihte bunte Glasketten. Die Meisterin warf ihm so, als sei es billiger Tand, die kostbare Perle hin und sagte leichthin: „Geh, Theodor, bohr mir mal eben den Klunker an!" Damit wandte sie sich um und schlug ein Kreuz

Der Bub griff zu, es knirschte und splitterte ein wenig — und das Werk war getan. Der Junge wunderte sich nicht wenig, daß ihm die Meisterin um den Hals fiel. Als der Meister heimkam, lag die Perle fein säuberlich auf einem roten Samtkissen. Vor Staunen konnte er kein Wort hervorbringen. Da lachte die Meisterin und sagte, ihn am Ohr zupfend: „So mußt du denn wieder beim Lehrbub in die Schule gehen. Oder weißt du nicht mehr, daß zu einem guten Handwerk vor allem eins gehört: munteres Drangehen und eine frohe Unbefangenheit?"



Bunte Chronik



Van Dyck im Bodengerümpel.

Durch einen Zufall fand vor wenigen Tagen ein englischer Kunstkenner, der in Birmingham eine Kunsthandlung besitzt, bei einem Besuch in einer alten Bodenkammer, zwischen Gerümpel und Balken, ein Ritterbildnis, das er für wenige Schillinge erwarb. Die Begutachtung der Arbeitstechnik, der Farben usw. ergab, daß der glückliche Finder hier einen echten van Dyck entdeckt hatte, der bisher noch unbekannt war. Für mehrere Tausend Pfund erwarb ein vermögender Kaufmann der Stadt sofort das schöne Werk, dessen Wert ein letztes Sachverständigenurteil mit 30 000 Pfund veranschlagt.

Ein merkwürdiger Beruf.

Daß man nur findig sein muß, um sich einen neuen Beruf und damit auskömmlichen Lebensunterhalt zu verschaffen, zeigt das Beispiel eines jungen Kaliforniers, der sich einen seltsamen Gelderwerb ersonnen hat. Um die in den Filmateliers zahlreichen Insekten, die die Stars bei den Aufnahmen oft belästigen und gelegentlich auch einmal vor die Aufnahmelinse fliegen, wegzubringen, shamponiert er sich den Kopf mit Zuckerschaum und geht so in den Ateliers spazieren. Man sagt, daß er sich nicht nur bei den Insekten, sondern auch bei den Regisseuren großer Beliebheit erfreue und sein Glück gemacht habe.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.